



Mein Schatz!

Ob bei den Olympischen Spielen, beim Juwelier oder an der Börse: Kein anderes Material fasziniert so sehr wie Gold. Seit die Preise so stramm steigen, wird selbst am Rhein wieder nach dem Edelmetall gesucht

VON CLAUD HECKING

Gewusst wie: Nach stundenlangem Schaufeln und Schürfen am Rhein bleiben solche **Goldpartikel** in der Plastikpfanne zurück

Fast hätte ich den Inhalt der Pfanne in den Rhein zurückgeschüttet, beinahe das Metallteilchen übersehen, so winzig ist es. Ein Flitterchen, genauso geformt wie das Zeug, das Kinder vom Karneval im Haar nach Hause bringen. Aber dieses Teilchen hier ist kein ordinärer Plastikglitter. Es glitzert gelblich, reflektiert das Sonnenlicht. Und es muss ziemlich schwer sein, denn es hängt am Pfannenboden fest, lässt sich kaum vom Wasser wegschöpfen, anders als der Flusssand drum herum. Das könnte Gold sein. Echtes Rheingold.

„Ja! Sie haben Gold gefunden!“, ruft Franz-Josef Andorf beim Blick auf die Pfanne – und seine Augen werden ein wenig wässrig. Vielleicht erinnert er sich gerade an sein erstes Rheingold. Den Flitter in Mutters alter Bratpfanne, der sein Leben veränderte. Den Adrenalinstoß. Die Leidenschaft, die den 13-jährigen Jungen an einem Sommertag vor vier Jahrzehnten ergriffen und nie mehr losgelassen hat.

Tausende Male ist Andorf seither an den Rhein gepilgert, um dem Strom seinen Schatz abzurufen. Wann immer er Zeit hat, geht der Webseitenbetreiber zum Goldwaschen. Bei Wind und Wetter steht er dann bis zu den Knien im Fluss. Am liebsten gemeinsam mit seinen Kumpels: Roland, Guy und dem Mann, den sie alle nur

„Rheindigger“ nennen. Neuerdings auch immer öfter mit Greenhorns wie mir.

Früher war Andorf nicht so offen mit seinem Hobby. Da ging er nur heimlich zum Goldwaschen – „aus Angst, die Leute könnten mich für einen Spinner halten“. Zu Recht: Wenn er dann doch mal entdeckt wurde, tippten sich die meisten Passanten an die Stirn. Schließlich ist Deutschland nicht gerade als Dorado bekannt, und der Rhein nicht der Klondike River. Doch seit zwei, drei Jahren ist alles anders. Jetzt, da der Goldpreis so in die Höhe schnellt, kommen immer mehr Deutsche auf die Idee, selbst das Metall aus hiesigen Flüssen zu holen. Und der Rhein ist ein ganz besonderer Fluss.

Rheingold. Spätestens seit Richard Wagners gleichnamiger Oper umwölkt Edelmetall aus dem deutsches-ten aller Flüsse eine sagenhafte Aura. In Wagners „Ring des Nibelungen“ geht es um den legendären Schatz, den Siegfried einem Drachen abnahm – und den sein Mörder Hagen von Tronje später in den Tiefen des Rheins versenkte. Man muss allerdings dazusagen, dass es sich damals um fertige Schmuckstücke gehandelt haben soll, nicht um Goldfitzelchen wie in meiner Pfanne. Außerdem hat Hagen von Tronje den Schatz laut Nibelungensage viel weiter stromabwärts versenkt, vermutlich nahe Worms.

Doch Rhein ist Rhein. Und es ist schon malerisch hier am Altrhein in Istein, 20 Kilometer nördlich der Schweizer Grenze. Der Parkplatz liegt zwar keine zehn Gehminuten entfernt – trotzdem fühlt man sich fernab der Zivilisation. Durch meterhohe Brennesseln und Dornensträucher mussten wir uns schlagen, einen schlammigen Abhang herunterkraxeln, um überhaupt hierher zu gelangen: zum alten Bett des Stroms, das seit der Flussbegradigung und dem Bau eines Kanals vor Jahrzehnten nur noch wenig Wasser führt. Noch im 19. Jahrhundert haben sich Fischer und Bauern in Istein ein paar Mark dazuverdient, indem sie nach getaner Arbeit mit Bratpfannen an die Geröllbänke gingen. „Hier findet jeder Gold“, sagt Andorf. „Man muss nur wissen, wie.“

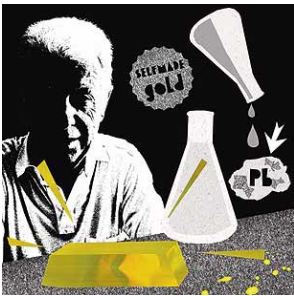
Auf den ersten Blick sieht Goldwaschen idiotensicher aus: Man stelle sich in die Nähe einer Geröllbank und baue zwischen die Steine in die Strömung die sogenannte Schleuse ein: eine bis zu anderthalb Meter lange, 50 Zentimeter breite Metallrinne, an deren Ende ein Fell aus Kunststoffhaaren eingearbeitet ist. Dann schaufele man wieder und wieder Flusssand in die Schleuse, in der Hoffnung, dass die schweren Goldpartikel zu Boden sinken und sich in den Haaren verfangen. Am Schluss wasche man dieses „Goldene Vlies“ dann in der Pfanne aus. So haben es schon die Menschen in der Antike gemacht.

„Die einheimischen Bewohner halten dichtwollige Schafsfelle ins Wasser, in denen sich der Goldsand fängt“, berichtet der römische Geschichtsschreiber Appian im zweiten Jahrhundert über die Goldsuche im Kaukasus.

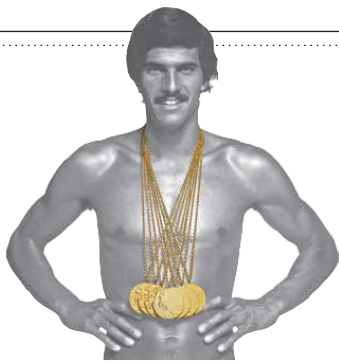
In der Dichtung klingt das alles so mühelos. Die rheinische Wirklichkeit aber bedeutet Knochenarbeit. Der Untergrund ist hart, voller schwerer Steine. Schon nach ein paar Minuten schmerzen Rücken und Arme vom ständigen Schaufeln, das Wasser weicht die Füße auf, Stechmücken fallen über meine Waden her. Und das Schlimmste ist: Außer dem einen Körnchen habe ich nach einer halben Stunde gar nichts gefunden. Wie auch? Selbst an den besten Stellen des Rheins soll sich in einer Tonne Flusssand nur ein läppisches Gramm Gold verbergen. In guten Minen ist die Konzentration 30-, 40-, 50-mal so hoch.

Guys Schleuse ist trotzdem voller Flitter. Dabei kann Andorfs Kumpel nicht einmal halb so schnell schaufeln wie ich: Sein rechter Arm endet unterhalb des Ellenbogens. „Viele Leute meinen: Gold aus dem Rhein zu waschen ist wie die Suche nach der Nadel im Heuhaufen“, sagt der 41-Jährige. „Aber die Nadel finde ich heute in ein paar Sekunden. Man muss nur die richtige Technik benutzen, dann geht alles.“

► Fortsetzung auf Seite 2



Schillernd: Alchemisten



Seite 2 Leuchtend: Goldmedaillen



Seite 3 Glänzend: Goldstoffe



Seite 4 Lohnend: Schweigegelübde



Seite 5 Passend: Gold-Parkplatz

Seite 6

Nichts als die Wahrheit



Von **Tillmann Prüfer**

Tillmann Prüfer – kennen Sie den nicht? Das ist dieser durchgeknallte Goldjunge, der so abgedrehte Texte schreibt – kennen Sie wirklich nicht? Der Typ hat in diesem Szeneblatt „Financial Times Deutschland“ dieses krasse Kolumnenprojekt – müssten Sie eigentlich kennen, den Mann. Ach, kennen Sie nicht? Ich weiß nicht, ob jemals jemand so etwas über mich gesagt hat. Aber ich weiß: Über alle anderen wird genau das ständig gesagt. Zu mir nämlich. Regelmäßig, wenn ich mit Gesprächspartnern Gesprächspartnerschaft führe, kommt es zu folgender Textpassage: „Ich mache gerade ein Projekt mit ... (bitte beliebigen Namen von Künstler, Musiker, Sportler eintragen), wunderbarer Mensch, ganz anders, als man immer so sagt, kennst du ihn?“ Nein, ich kenne ihn nicht. Ich kenne überhaupt niemanden. Wenn ich einen guten Tag habe, kenne ich gerade mal mich. Ich frage mich, wie das kommt, dass alle ständig alle anderen kennen, aber ich niemanden. Wenn ich einen Empfang oder eine Party besuche, stehen überall Menschen beieinander und unterhalten sich prächtig. Und ich stehe mittendrin und bleibe unbekannt. Und wenn mich doch mal jemand anspricht, fragt er mich gleich wieder, ob ich den oder wen kenne. Ich finde diesen Satz „Kennen Sie den nicht?“ sehr unfair. Er dient ausschließlich dazu, dem anderen das Gefühl zu geben, ein Außerirdischer zu sein, ein Nixwisser. Deswegen antworte ich jetzt immer, „Ja, klar kenne ich den. Ganz anders, als man immer so sagt!“ Das klappt bestens, nie fragt jemand weiter nach. Inzwischen habe ich den Verdacht, dass diese ganzen Menschen von denen da ständig die Rede ist, gar nicht existieren. So viele Künstler, Musiker, Sportler, wie ich nicht kenne, kann es gar nicht geben. Man erfindet sie nur, um sich aufzuspielen. Andererseits – wenn ich so einsam auf Empfängen stehe und niemand von mir Notiz nimmt, habe ich den Eindruck, dass ich es vielleicht bin, den es nicht gibt. Woher soll ich das wissen?

Impressum Weekend

Redaktion: David Schumacher (Leitung), Rainer Leurs (Kordinator), Gregor Kessler, Bianca Lang **Chef vom Dienst:** Cosima Jäckel **Layout:** Ingolf Sauer, Carsten Lüdemann **Korrektur:** Daniel Heuer **Fotos:** Heike Burmeister, Frank Eberle **weekend@ftd.de** „Financial Times“, „Financial Times Deutschland“ and „FTD“ are registered trade marks of The Financial Times Limited and used under licence.

Mein Schatz!

► Fortsetzung von Seite 1

Mit Technik und Köpfchen macht Guy sein Handicap wett. Seit Jahren studiert der Museumsangestellte die Geologie des Rheins. Er weiß, wie man die Schaufel heben muss, um möglichst wenige Goldpartikel zu verlieren, wie man ihren Inhalt auf der Schleuse ablegt, sodass sich möglichst viele Partikel im Vlies verfängen. Und er weiß auch, wo im Fluss die Goldkonzentration am höchsten ist. „Du musst den Sand unter den ganz großen Steinen suchen“, sagt er. „Da liegen die meisten Flitter, weil da die Strömung am stärksten gebremst wird.“

Im Rhein selbst gibt es schließlich keine Goldadern. Der Strom transportiert das Edelmetall nur gen Nordsee. Seine Quellsüsse spülen die Körnchen aus eiszeitlichen Ablagerungen in den Schweizer Bergen heraus, aus den Bündner Alpen oder dem Napfgebirge. Und solange die Strömung schnell genug ist, reißt sie die winzigen Partikel mit sich. Wird sie aber plötzlich langsamer, sinkt das Gold zu Boden und reichert sich an dieser Stelle an.

Die Lieblingsclaims vieler Hobbywäscher sind daher Geröllbänke, Kurven – und Kiesgruben. Denn auch diese wurden einst vom Rhein überspült. Und hier muss niemand mit der Hand graben, das erledigen die Bagger.

Ein Geheimtipp sind die Kiesgruben aber schon lange nicht mehr. Seit der Goldpreis so steigt, klagen die Betreiber immer öfter über ungebetene Gäste. „Oft brechen da Leute ein, die keine Ahnung haben und denken, da liegen überall

Nuggets“, sagt Andorf. Doch so einfach ist es nicht – Anfänger finden in der vermeintlichen Goldgrube meistens gar nichts. Und nun entdecken auch die ersten Kiesgrubenbesitzer die neue Einnahmequelle: Südlich von Speyer filtert eine Pilotanlage mit Zentrifugalkraft die Partikel aus dem Gestein. „Ein bis zwei Kilo kann man da pro Monat schon rausholen“, schätzt Andorf.

Er selbst kommt mit der Buddlei im Altrhein an guten Tagen auf zwei Gramm. Selbst bei den aktuellen Preisen bekäme er dafür auf dem Weltmarkt nur etwa 40 €. Aber Rheingold ist mehr wert: Sein Mythos macht es besonders begehrt. Vor allem Bayreuth-begeisterte Japaner lassen sich Metall aus dem Rhein das Drei- oder Vierfache kosten – auch wenn es definitiv nicht aus dem sagenhaften Nibelungenschatz stammt.

Serienweise verkaufen deshalb dubiose Anbieter angebliche Rheingoldmedaillen. Nicht auszuschließen, dass sie gewöhnliches Gold einfach umdeklarierten. Denn verarbeitet sind die Sorten voneinander kaum zu unterscheiden.

Der neue Hype ums Gold gefällt Andorf und seinen Freunden ganz und gar nicht. Neuerdings müssen sie sich sogar mit Wilderern herumschlagen. Die kommen nachts im Schlauchboot den Rhein hochgefahren und packen ihre Dredges aus: mobile Motorpumpen, mit denen sie den Sand der besten Stellen absaugen. Dieses maschinelle, kommerzielle Goldwaschen bringt mehr Ausbeute. Es hinterlässt aber auch tiefe Löcher im Flussbett und ist daher in Deutschland illegal. „Diese Leute machen unser Image kaputt“, ärgert sich Andorf. „Ich habe Angst, dass irgendwelche übereifrigen Politiker am Ende das Goldwaschen ganz verbieten.“

In der Schweiz ist es bereits so weit. Der Kanton Neuchâtel hat am 1. Januar das Goldsuchen in allen Bächen und

„Am Ende hätte man zwei oder drei Goldatome“

FTD Herr Weyer, wie macht man Gold?
Jost Weyer Gold ist ein Element, das kann man nicht herstellen.

FTD Unter den 174 deutschen Alchemisten, die heute Mitglied im Forschungskreis Alchemie sind, behaupten viele das Gegenteil.
Weyer Es gibt eben Menschen, die hartnäckig an überholten Überzeugungen festhalten. Soweit ich weiß, versuchen Alchemisten bis heute, nach den Methoden des späten Mittelalters Gold herzustellen. Nichts davon kann echtes Gold sein. Wahrscheinlich sind es bronzefarbene Verbindungen, die Zinn und Kupfer enthielten. Musivgold zum Beispiel ist ein Zinnsulfid, das komplett aus unedlen Stoffen besteht und früher für Goldmosaik verwendet wurde.

FTD Mit welche Theorien arbeiten Alchemisten?
Weyer Im Altertum und Mittelalter war die Lehre von Aristoteles maßgebend. Danach gibt es vier Elemente: Erde, Wasser, Feuer und Luft. Diese vier, sagt Aristoteles, lassen sich ineinander umwandeln. Gold, Blei oder Silber galten damals nicht als Elemente, sondern als Verbindungen aus den vier Elementen. Wenn man also schon die Elemente umwandeln konnte, musste das auch für die Metalle gelten.

FTD Und wie soll das gehen?
Weyer Die Alchemisten suchten die Urmaterie. Die stellten sie sich als schwarzen Stoff ohne Eigenschaften vor. Schwarz, weil schwarz damals nicht als Farbe galt. Man dachte, man könne durch Destillation, Oxidation, Sublimation und so weiter einem Stoff seine Eigenschaften nehmen, ihn in Urmaterie überführen und diese dann stufenweise in Silber oder gar Gold „transmutieren“. Dafür suchte man den Stein der Weisen, mit dem sich diese Umwandlung vollziehen ließe.

FTD Am Telefon sagte uns ein Alchemist, er wisse, wie sich das Elixier zusammensetze, dürfe es aber nicht sagen.
Weyer Auch die Argumente der Alchemisten haben sich seit dem Mittelalter nicht geändert. Eines besagt, man dürfe sich nicht mit den Herrschenden einlassen. Die seien goldhungrig und würden einen entweder als erfolglosen Taugenichts bedrängten oder lebenslang einsperren und zum Goldmachen zwingen.

FTD Hat Alchemie etwas mit Philosophie zu tun?
Weyer Die Alchemie hat zwei Aspekte: einen materiellen, handwerklichen, da geht es tatsächlich da-

Bis heute versuchen Alchemisten, Gold herzustellen – auch in Deutschland. Der Chemiehistoriker Jost Weyer weiß, wie sie das anstellen wollen

rum, Gold herzustellen. Nicht um damit reich zu werden, sondern als Lebenswerk, an dem man auch scheitern kann. Der zweite Aspekt war eine Art Erlösungs-idee: Der Alchemist hatte das Gefühl, mitzuarbeiten am Werk der Natur und dabei selbst einen Wandlungsprozess zu durchlaufen. Demnach war Blei der unreife Zustand der Materie und der Seele, Gold dagegen ein Symbol der Vollkommenheit.

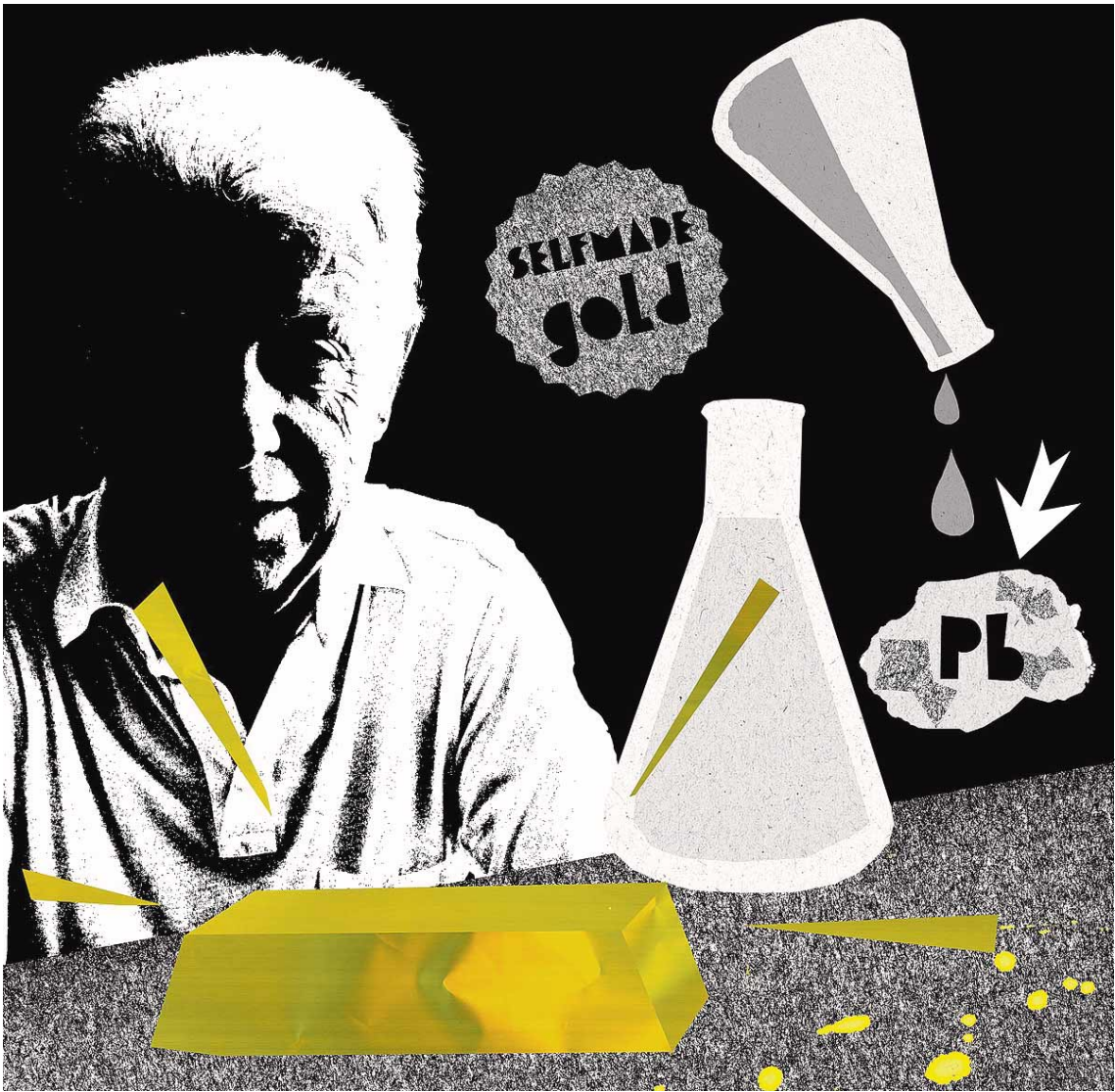
FTD Verdanken wir der Alchemie etwas?
Weyer Der eigentliche Verdienst der Alchemisten ist, dass sie mit den Substanzen überhaupt erst experimentiert haben. Dadurch haben sie einen reichen Erfahrungsschatz angesammelt. Man musste die Dinge ausprobiert haben, sonst war man kein Alchemist.

FTD Warum ist die Alchemie heute bis auf kleine Zirkel verschwunden?

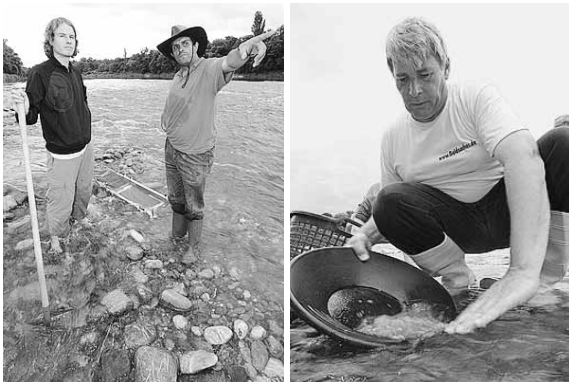
Weyer In der frühen Neuzeit entwickelte sich die Chemie zu einer richtigen Wissenschaft – aus drei Wurzeln: der praktischen Chemie, der Naturphilosophie und eben der Alchemie. Irgendwann brauchte die Chemie ihre Vorgänger nicht mehr, und Alchemie wurde zu Unsinn erklärt. Den Rest erledigte die Aufklärung. Ende des 18. Jahrhunderts galt Alchemie nur noch als Betrügerei.

FTD Erlosch damit auch das Interesse an Transmutation?
Weyer Ausgerechnet die Chemie hat die Transmutation ja theoretisch bestätigt. Ernest Rutherford hat 1919 Stickstoffkerne mit Alphastrahlen beschossen und damit eine künstliche Kernumwandlung bewirkt. Danach soll ihm jemand gesagt haben: Wenn Sie das jetzt veröffentlichen, schreiben Sie bloß nichts von Transmutation.

FTD Also könnte ein Alchemist irgendwann doch noch Gold herstellen?
Weyer Wenn die Alchemisten der Zukunft nicht gerade eine Kernreaktion hinbekommen, wird ihnen die Goldherstellung nicht gelingen. Dafür wären gewaltige Energiemengen nötig, und am Ende hätte man zwei oder drei Goldatome. Klingt nicht praktikabel. INTERVIEW: DANIEL KASTNER



Goldsuche am Rhein: Mehr als winzige Partikel (o.) sind nicht zu finden – selbst wenn man es so geschickt anstellt wie Franz-Josef Andorf (u.r.). Unten links: Autor Claus Hecking lässt sich von Routinier Guy Pflieger im Schürfen unterweisen



Flüssen untersagt; andere Kantone erlauben es nur auf Antrag oder gegen Gebühren. „Wenn sich die Behörden überall so einmischen, zerstört das die ganze Goldgräberromantik“, sagt Andorf. „Und die ist doch das Wichtigste.“

Der 53-Jährige ist sich klar, dass ihn sein Hobby wohl nie zu einem steinreichen Mann machen wird. Aber es hält ihn fit: Sein Oberkörper, die Arme sehen aus wie bei einem Bodybuilder. Und schöne Geschichten hat er auch immer zu erzählen: wie die von seinem Kumpel Frank. Der versprach einst seiner Freundin, sie zu heiraten, sobald er nur genug Rheingold für die Trauringe gefunden hätte. Nach gut einem Jahr war es dann so weit. Dick und prächtig seien die Ringe gewesen, heißt es. Und die Hochzeitsreise ging – na klar – zum Klondike.

Alles nur Goldgräberlatein? Immerhin ist die Zeit ganz schön schnell vergangen. Dass ich mich nun schon seit vier Stunden abmühe, meine Arme längst taub sind und die Hände voller Schwielen, all das habe ich gar nicht mehr wahrgenommen. Morgen werde ich wohl einen gewaltigen Muskeltäter haben.

Aber jetzt ist erst einmal die Stunde der Wahrheit gekommen: Wir leeren das Vlies aus. Und von Gold sehe ich zunächst gar nichts. Aber dann schwenkt Andorf die Waschpfanne hin und her, spült die letzten Kiesel heraus, entfernt vorsichtig den schwarzen Sand.

Und dann leuchtet es plötzlich überall in der Pfanne. Wie ein Sternenhimmel glitzert und funkelt es mir entgegen; winzige, schimmernde Körnchen übersäen den Boden. Dem Händler wären diese 43 Flitterchen wohl nur ein paar Euro wert, aber ich werde sie nie verkaufen. Sie sind mein Lohn für die ganze Plackerei. Die Erinnerung an einen einzigartigen Moment: Erstmals in meinem Leben ist alles, was glänzt, auch wirklich Gold.

Treppchenpreis

Für eine olympische Goldmedaille muss man nicht sportlich sein – ein gut gefülltes Konto reicht. Kaufen kann man die begehrten Trophäen bei Münzauktionen und manchmal sogar bei Ebay **VON RAINER LEURS**

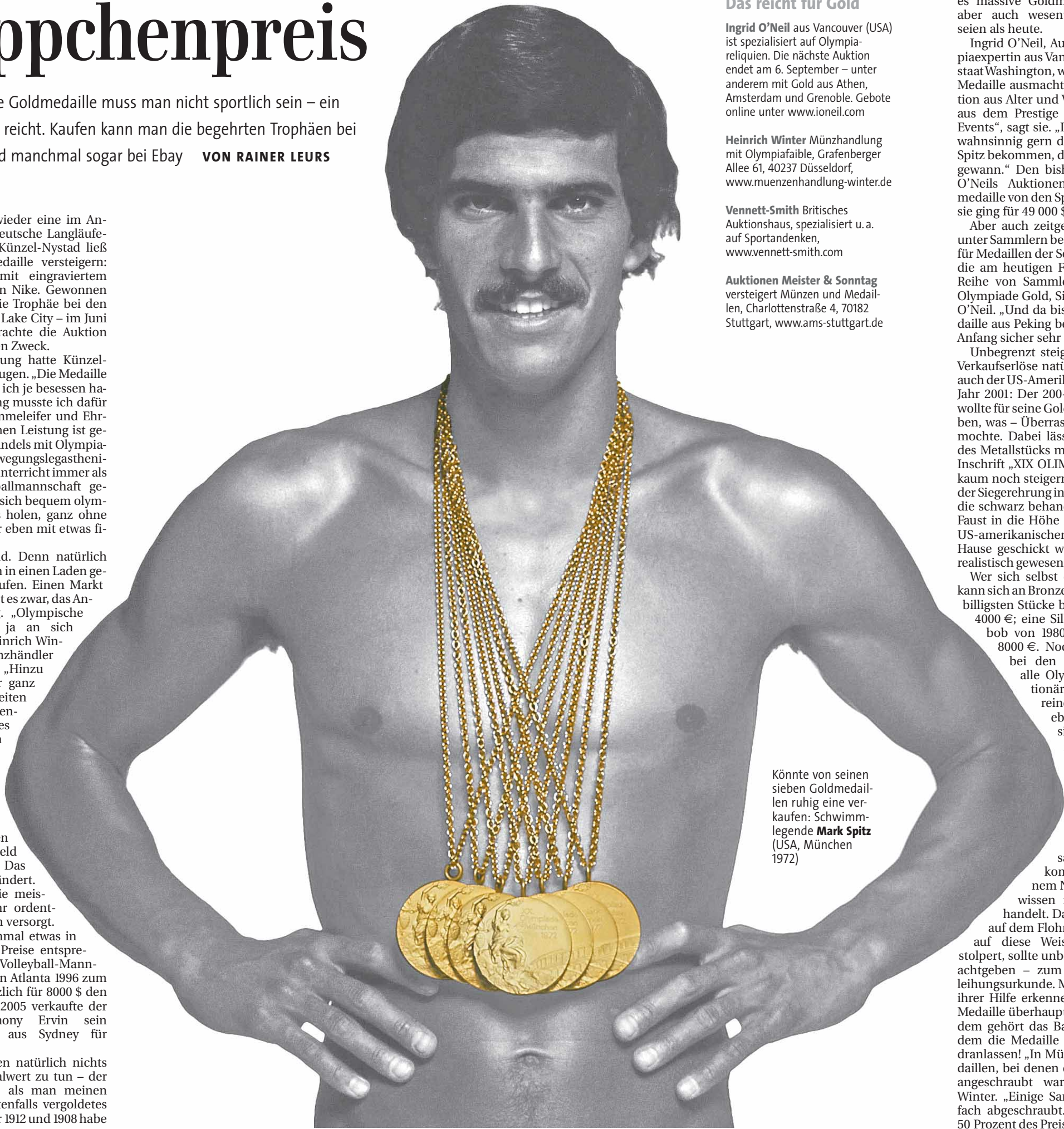
Neulich war wieder eine im Angebot. Die deutsche Langläuferin Claudia Künzel-Nystad ließ ihre Goldmedaille versteigern: 567 Gramm schwer, mit eingraviertem Porträt der Siegesgöttin Nike. Gewonnen hatte Künzel-Nystad die Trophäe bei den Winterspielen von Salt Lake City – im Juni vergangenen Jahres brachte die Auktion 22 000 € für einen guten Zweck.

Nach der Versteigerung hatte Künzel-Nystad Tränen in den Augen. „Die Medaille ist das Wertvollste, was ich je besessen habe“, sagte sie. „Jahrelang musste ich dafür trainieren.“ Neben Sammeleifer und Ehrfurcht vor der sportlichen Leistung ist genau das der Reiz des Handels mit Olympiamedaillen: Selbst Bewegungslegastheniker, die früher im Turnunterricht immer als Letzte in die Völkerballmannschaft gewählt wurden, können sich bequem olympisches Gold ins Haus holen, ganz ohne Trainingsschweiß – nur eben mit etwas finanziellem Aufwand.

Und mit viel Geduld. Denn natürlich kann man nicht einfach in einen Laden gehen und Medaillen kaufen. Einen Markt für solche Trophäen gibt es zwar, das Angebot ist aber winzig. „Olympische Siegermedaillen sind ja an sich schon selten“, sagt Heinrich Winter, Düsseldorfer Münzhändler mit Olympianeigung. „Hinzu kommt, dass sich nur ganz wenige Sieger zu Lebzeiten von ihren Schätzen trennen. Es ist wenig gutes Material auf dem Markt.“ Winter selbst auktioniert pro Jahr bis zu fünf Medaillen – mehr nicht. „Vor Jahren haben vor allem Athleten aus dem Ostblock ihre Trophäen verkauft, weil sie Geld brauchten“, sagt er. Das habe sich aber geändert. Heutzutage würden die meisten Olympiasieger sehr ordentlich von ihren Nationen versorgt.

Gerät dann doch einmal etwas in den Handel, sind die Preise entsprechend hoch. Eine Volleyball-Mannschaftsgoldmedaille von Atlanta 1996 zum Beispiel wechselte kürzlich für 8000 \$ den Besitzer. Und im Jahr 2005 verkaufte der US-Schwimmer Anthony Ervin sein 50-Meter-Freistil-Gold aus Sydney für 17 100 \$ bei Ebay.

Solche Beträge haben natürlich nichts mehr mit dem Materialwert zu tun – der ohnehin niedriger ist, als man meinen könnte. „Die sind bestenfalls vergoldetes Silber“, sagt Winter. Nur 1912 und 1908 habe



Könnte von seinen sieben Goldmedaillen ruhig eine verkaufen: Schwimmlegende **Mark Spitz** (USA, München 1972)

Das reicht für Gold

Ingrid O'Neil aus Vancouver (USA) ist spezialisiert auf Olympia-reliquien. Die nächste Auktion endet am 6. September – unter anderem mit Gold aus Athen, Amsterdam und Grenoble. Gebote online unter www.ioneil.com

Heinrich Winter Münzhandlung mit Olympiafaible, Grafenberger Allee 61, 40237 Düsseldorf, www.muenzenhandlung-winter.de

Vennett-Smith Britisches Auktionshaus, spezialisiert u. a. auf Sportandenken, www.vennett-smith.com

Auktionen Meister & Sonntag versteigert Münzen und Medail-len, Charlottenstraße 4, 70182 Stuttgart, www.ams-stuttgart.de

es massive Goldmedaillen gegeben, die aber auch wesentlich kleiner gewesen seien als heute.

Ingrid O'Neil, Auktionatorin und Olympiaexpertin aus Vancouver im US-Bundesstaat Washington, weiß, was den Wert einer Medaille ausmacht: „Es ist eine Kombination aus Alter und Verbreitung des Stücks, aus dem Prestige des Athleten und des Events“, sagt sie. „Ich würde zum Beispiel wahnsinnig gern die Medaillen von Mark Spitz bekommen, der 1972 siebenmal Gold gewann.“ Den bisher höchsten Preis bei O'Neils Auktionen erzielte eine Gold-medaille von den Spielen 1904 in St. Louis – sie ging für 49 000 \$ weg.

Aber auch zeitgenössische Stücke sind unter Sammlern begehrt. Das gilt vor allem für Medaillen der Sommerspiele in Peking, die am heutigen Freitag beginnen. „Eine Reihe von Sammlern möchte von jeder Olympiade Gold, Silber und Bronze“, sagt O'Neil. „Und da bisher niemand eine Medaille aus Peking besitzt, wird der Preis zu Anfang sicher sehr hoch gehen.“

Unbegrenzt steigern lassen sich solche Verkaufserlöse natürlich nicht. Das erfuhr auch der US-Amerikaner Tommie Smith im Jahr 2001: Der 200-Meter-Sieger von 1968 wollte für seine Goldmedaille 500 000 \$ haben, was – Überraschung! – keiner zahlen mochte. Dabei lässt sich das Renommee des Metallstücks mit Siegesgöttin und der Inschrift „XIX OLIMPIADA MEXICO 1968“ kaum noch steigern: Smith war es, der bei der Siegerehrung in einer legendären Geste die schwarz behandschuhte Black-Power-Faust in die Höhe reckte (und dafür vom US-amerikanischen NOK prompt nach Hause geschickt wurde). 150 000 \$ wären realistisch gewesen, meint Expertin O'Neil.

Wer sich selbst das nicht leisten mag, kann sich an Bronze oder Silber halten – die billigsten Stücke bekommt man für rund 4000 €; eine Silbermedaille im Vierer-bob von 1980 erzielte umgerechnet 8000 €. Noch preiswerter wird es bei den Gedenkmedaillen, die alle Olympioniken und Funktionäre bekommen: Solche reinen Andenken werden ebenfalls gehandelt und sind entsprechend billiger.

Außerdem gibt es ja noch den absoluten Glücksfall: einen Medaillenfund für ein paar Euro auf dem Trödelmarkt. „Das passiert durchaus“, sagt O'Neil. „Manchmal kommt so ein Stück aus einem Nachlass, und die Leute wissen nicht, worum es sich handelt. Dann landet die Medaille auf dem Flohmarkt.“ Wer tatsächlich auf diese Weise über Olympiagold stolpert, sollte unbedingt auf das Zubehör achten – zum Beispiel auf die Verleihungsurkunde. Meist kann man erst mit ihrer Hilfe erkennen, wer die zugehörige Medaille überhaupt gewonnen hat. Außerdem gehört das Band natürlich dazu, an dem die Medaille hängt. Also unbedingt dranlassen! „In München 1972 gab es Medaillen, bei denen die Kette mit einer Öse angeschraubt war“, sagt Münzhändler Winter. „Einige Sammler haben das einfach abgeschraubt. So was macht sicher 50 Prozent des Preises aus.“

Gut gemacht Hollywood-Feeling



Was würden wir nicht alles tun für einen Hauch von rotem Teppich in unserem Leben, für ein wenig mehr Glanz. Für eine Spur dieses Strahlens, das nur Leute haben, die hormonell berauscht sind oder kosmetischen Korrekturen zugeneigt. Dabei kann man Glamour heute einfach aufsprühen. Doch mit dem Spray von Bumble and Bumble – der derzeit angesagtesten Haarmittelmarke – kriegen wir nicht nur perfekt glänzende Haare, es brechen auch goldene Zeiten im Bad an. Denn mit dem strahlenden Gefäß wird man sogar ohne Red Carpet auf verfilzten Matten zum Star.

BIANCA LANG

SCHIMMERHAARSPRAY Bb. Shine von Bumble and Bumble, 34 \$, www.bumbleandbumble.com

Das will ich auch! Das Hüftgold von Matt Damon

Das Beste an diesem Mann: Er ist ein wahrer Star, benimmt sich aber nicht so und sieht auch null so aus. Wer dem Oscar-Gewinner („Good Will Hunting“) gegenüber sitzt, wird nicht weggefedt von seiner Anmut, dem verschlägt es nicht die Sprache bei seinem Augenaufschlag, und das Herz rutscht

nicht in die Hose, wenn der Schauspieler lacht. Dafür fühlt man sich in seiner Gegenwart wohl. Soll er doch auf der Leinwand die Welt retten (Die „Bourne“-Reihe) oder galant Casinos ausrauben (Die „Ocean's“-Reihe), im Leben strahlt er auch nicht mehr als wir selbst. Er ist kein Mann zum Anbeten, sondern einer zum Heiraten, weil er so normal ist. Ein netter Typ von nebenan, der eine Kellnerin ehelicht, Kinder mit ihr kriegt, in die Vorstadt zieht und rot wird bei Kom-

plimenten. Kaum kürte ihn das Magazin „People“ letztes Jahr zum „Sexiest Man Alive“, stellt sich der 37-Jährige mit Bierbauch und Schnauzer vor die Kamera und überrascht die Welt erneut mit überdurchschnittlicher Durchschnittlichkeit. 15 Kilo

musste Damon für Steven Soderberghs auf wahren Tatsachen beruhenden Thriller „The Informant“ zunehmen und dabei möglichst „teigig“ aussehen, wie er sagt. Das hat geklappt. Für die Rolle als Supermarktangestellter verzichtete er auf Sport und genehmigte sich endlos Hamburger und Bier. Das Ergebnis wirkt sensationell authentisch. Man könnte sagen: Es steht ihm.

BIANCA LANG

HAMBURGER von McDonald's, 255 Kilokalorien, 1 €, www.mcdonalds.de



City Images: Bumble and Bumble; Action Press: FTD/Lukas Rallert

Gut gemeint Für Hinterwäldler

Der Weg zu sich selbst ist bekanntlich sehr lang. Wenn einer Marathon läuft, durchs Gebirge wandert oder auf dem Jakobsweg, tun ihm schon mal die Füße weh – und brauchen dann Kühlung. Doch die ist der Fußproduktfirma Saicara nicht genug: Ihr Eisgel riecht mehr nach Melone als jede Melone, hinterlässt goldenen Schimmer auf der Haut und klingt beim Auftragen wie sich auflösende Brause. Kennt die Sehnsucht nach dem gewissen Knistern denn keine Grenzen? Darf man nicht mal mehr dezent, in Ruhe entschleunigen? Dann ist es ja kein Wunder, wenn der Verstand auf der Strecke bleibt.



BIANCA LANG

EIS-SCHAUM-GEL Body Fizzy Gold von Saicara, 8,95 €, im Schuhfachhandel oder über www.saicara.de

Glänzende Aussichten

Goldbarren zu fälschen ist ein krimineller Evergreen – und geht doch meistens schief. Dabei ist es eigentlich ganz einfach **VON GREGOR KESSLER**

Wenn jeden Tag über das Internet für 1,5 Trillionen Dollar Devisen gehandelt werden, mutet so ein Goldbarren reichlich archaisch an. Zentralbanken stört das nicht, sie stapeln in ihren Kellern weiterhin eifrig Tausende der 12,5 Kilogramm schweren und 28 Zentimeter langen Edelmetallriegel. Deutschland liegt in dieser Disziplin mit knapp 3500 Tonnen Goldreserven auf Platz zwei. Welchen Rang Äthiopien hält, ist schwer zu sagen. Vor ein paar Monaten wurde offenbar, dass etliche Barren aus den Reserven des Landes weit weniger wert sind als gedacht – es waren billige Stahlkerne, die lediglich mit Gold ummantelt wurden.

Als Theodore Gray das hörte, war er empört. Gar nicht mal so sehr wegen der Fälschung selbst, sondern darüber, dass sie erst nach dem Verkauf der



fälschen Barren an Südafrika auffiel. „Gold ist zweieinhalbmal dichter als Stahl, jeder halbwegs erfahrene Nationalbankmitarbeiter hätte den Schmach beim Anheben eines Barren bemerken müssen“, findet der Chemiker Gray. Dabei sei es doch sehr einfach, wirklich überzeugend gefälschte Goldbarren herzustellen, glaubt Gray, und sagt auch gleich, wie das geht.

Das ideale Gewicht

Das erste Problem ist das Gewicht. Es gibt nicht viele Elemente, die ähnlich dicht sind wie Gold, und die meisten der wenigen (etwa Iridium oder Osmium) sind genauso teuer. Manche – wie Platin – sogar teurer. Eine Ausnahme ist abgereichertes Uran. Das ist zwar günstiger, aber leider radioaktiv und für Privatpersonen nur schwer zu bekommen. Ideal, schwärmt Gray, ist hingegen Wolfram. Das Element, dessen bekannteste Verwendung der Glühdraht in Glühlampen ist, hat bis auf drei Nachkommastellen genau die gleiche Dichte wie Gold, kostet aber nur rund 30 \$ pro Kilogramm, verglichen mit etwa 32 000 \$ für ein Kilo Gold. „Der Hauptunterschied zu Gold ist die Farbe und Härte“, sagt Gray. „Ein echter Goldbarren lässt sich alleine mit dem Fingernagel eindrücken, Wolfram aber ist mattgrau, sehr hart und zudem spröde.“

Der harte Kern

Gray empfiehlt angehenden Barrenfälschern einen Goldmantel. „Man besorgt sich also einen Kern aus hartem Wolfram und trägt darauf eine 1,5-Millimeter dicke Goldschicht auf.“ Das ließe eine solche Fälschung zwar auch gut 50 000 \$ kosten, bei 400 000 \$ für einen echten Barren sei die Gewinnspanne aber immer noch beachtlich. „Außerdem liegt so ein ummantelter Barren wie ein echter in der Hand, hat das richtige Gewicht und würde vermutlich sogar einen Röntgentest bestehen.“ Da ist sich Gray aber nicht so sicher. Schließlich erzählt keine Zentralbank, wie genau sie Gold auf Echtheit testet. Die Deutsche Bundesbank verweist auf Anfrage nur kühl auf die „Expertise in unserem Nationalen Analysezentrum“. Dazu gehört vermutlich die Seriennummer, die jedem Goldbarren eingestanzt ist, und das Echtheitszertifikat. „Das zu fälschen dürfte sehr schwer werden“, gibt Gray zu.

Die richtigen Papiere

Mit Zertifikaten musste der Wissenschaftler sich bei seinen Überlegungen nicht auseinandersetzen. Grays Forschungen zum Thema entspringen keiner kriminellen Energie, sondern einem offiziellen Auftrag. Der britische Journalist und Autor Damien Lewis kontaktierte Gray während der Recherchen zu seinem jüngsten Roman „Cobra Gold“. Darin sollen Terroristen mit falschen Goldbarren getäuscht werden. Gray sollte die plausibelste Anleitung dazu geben.

Im Roman funktioniert der Coup. Die Terroristen halten den falschen Goldschatz für einen echten. Eine Zentralbank wird man so kaum täuschen. „Keine Bank kauft Goldbarren ohne die entsprechenden Papiere“, sagt Gray. „Die einzige Möglichkeit wäre, die bereits eingelagerten, echten Barren gegen falsche auszuwechseln. Ich würde viel darauf wetten, dass es in Äthiopien genau so gelaufen ist.“ Bei der Deutschen Bundesbank will man auch davon nichts wissen. Die Echtheit der eingelagerten Goldbarren könne man „zweifelsfrei“ beweisen.

Kleidung aus purem Gold beflügelt seit Jahrtausenden die Fantasie. Jetzt hat ein Schweizer ein Verfahren erfunden, mit dem sich tragbare Textilien aus Edelmetallen herstellen lassen – wenn auch nur im Kleinformat

VON MARTINA BEHM

Die alten Griechen erzählten sich die Geschichte vom goldenen Widder, der einen Königssohn rettete. Zum Dank wird er den Göttern geopfert, damit man ihm das wertvolle Fell über die Ohren ziehen kann. Später gibt dieses Fell als „Goldenes Vlies“ einem Ritterorden seinen Namen, bei den Brüdern Grimm spinnt Rumpelstilzchen Stroh zu Gold, und seit dem Sommer 2007 haben goldglänzende Kleider tatsächlich den Durchbruch geschafft: Kleidchen, Schuhe oder Jeans glitzern seither auf den Laufstegen – doch das ist alles Betrug.

Hätte Jason, Held aus Homers „Odyssee“, statt des echt goldenen Widderfells ein strahlendes Prada-Kleid erbeutet, seine Gattin Medea wäre vermutlich begeistert gewesen. Aber seine Mitstreiter, die Argonauten, die ihm halfen, das Vlies aus den Klauen des bösen Drachen zu befreien, hätten sich geneppt gefühlt. Denn das Prada-Kleid – wie heute die meisten Textilien mit Goldglanz – war einfach mit einer gelb glänzenden Pigmentschicht überzogen, die kein einziges Goldatom enthält. Manchmal kommen als Glanzschicht auch Gewebe aus feinen Folienstreifen zum Einsatz, die aber fast immer aus anderen Metallen bestehen, Kupfer etwa.

Gehören goldene Kleider also doch ins Reich der Fantasie? „Ein feines Gewebe aus reinem Gold würde einfach zerbröseln, so wie die Folie, die man beim Vergolden benutzt“, sagt Anton Schenek, Professor für Faserverarbeitung und Garnerzeugung an der Fachhochschule Reutlingen. Denn pur ist Gold so weich wie Zinn. Silber übrigens auch. Da Silber aber antibakteriell wirkt und daher für Allergikerhaut eine wahre Wohltat ist, haben findige Textilhersteller zu einem Trick gegriffen: Ein Mikrofaserfaden wird mithilfe von Nanotechnologie mit mikroskopisch kleinen Silberpartikeln bedampft und dann weiterverarbeitet. Ein Herren-Langarmshirt aus solchen Fasern kostet knapp 200 € und sieht noch nicht einmal glamourös aus: Weil Silber anläuft, bekommt es einen mausegrauen Look. „Für echten Silberglanz auf Textilien benutzt man darum Aluminium“, sagt Faserexperte Schenek. Wieder nichts Edles. Aber mit dem gleichen Verfahren könnte man auch Fäden vergolden. Nur hat Gold anders als Silber keine medizinische Funktion. Und es ist rund 50-mal teurer – ein hautenger Herrenpulli aus goldbedampftem Garn würde also etwa 10 000 € kosten. Das hat bisher selbst die nobelsten Modemacher abgeschreckt.

Verzierungen und Stickereien aus echtem Gold waren dagegen lange üblich – bei denen, die es sich leisten konnten: Den hochrangigen Mitarbeitern der katholischen Kirche. Sie ließen ihre Gewänder mit Baumwollfäden besticken, die mit feinen Golddrähten umwickelt waren – sogenannte Bouillon, benannt nach jenem belgischen Landstrich, aus dem das Verfahren stammt. Schweres Seidengewebe, das mit einzelnen Metallfäden durchzogen war, zierte als Gold- oder Silberbrokat Fenster und Möbel. Aber um den ganzen Tag damit herumzulaufen, waren diese Stoffe einfach zu schwer.

Das Gewichtsproblem umgeht Rubenstein, indem beim „teuersten



Wie kleidsam Gold sein kann, wissen wir spätestens seit **Marilyn Monroe**

Der goldene Schnitt

Go for Gold



Schal handgewebt, aus 750er-Gold, Il Tocco Divino, 54 000 €, www.iltoccodivino.ch



Kleid aus goldgefärbtem Nappaleder, Prada Sommer 2008, 3100 €, www.prada.com



Hemd mit echtem Goldlogo, Rubenstein, 1050 €, www.rubenstein-fashion.de

Herrenhemd der Welt“ nur auf das Logo Gold aufgetragen wird. Der Rest besteht aus 100-prozentiger, zweifädiger Baumwollpopeline, mit klassischem Kentkragen und flexiblen Messing-Kragenstäbchen.

Jason und seine Argonauten wären damit nicht zufrieden gewesen. Das Goldene Vlies, hinter dem sie her waren, bestand aus reinem Gold. Der Badeanzug des japanischen Juweliers Ginza Tanaka kommt der Sache schon näher: Feinster Golddraht von 90 Mikrometern Durchmesser (doppelt so dick wie ein Menschenhaar) wurde sechsfach gezwirnt und in 32 Tagen Handarbeit zu einem Halterneck-Badeanzug verwoben. „One size fits all“, behauptet der Hersteller optimistisch. Doch der goldene Badeanzug (Preis: circa 60 000 €) ist nur bedingt wassertauglich: Das Gewebe ist zwar leicht, aber nicht sehr stabil. Einmal geräkelt, und Jasons Geliebte Kreusa wäre von Golddraht-Enden in den Po gepikst worden.

Doch es gibt Hoffnung für Freunde des Edelmetalltextils: Sie kommt aus der Schweiz. Sandro Gheno, Goldschmied und Betriebswirt aus Cressier, spielte eines Abends gelangweilt mit einer hauchzarten 750er-Goldkette herum und verwebte sie zu einem

Schmuckstück, um das seine Frau später von allen Freundinnen beneidet wurde. In Zusammenarbeit mit Studenten der Hochschule Luzern entwickelte er eine Methode, ein Goldgewebe herzustellen, bei dem keine piksenden Enden stören und das hinreichend elastisch und haltbar ist, um es zu Kleidungsstücken zu verarbeiten. Zum Beispiel zu winzigen Dreiecken aus Goldgewebe, die kombiniert als Bikiniborteil 16 000 € kosten sollen. Gewicht: 250 Gramm. Ein sehr locker gewebter Schal aus Ghenos Kollektion wiegt immerhin 710 Gramm.

Zwar verwendet auch Sandro Gheno kein pures Gold, aber immerhin Legierungen, die 75 Prozent Edelmetall enthalten. Im Dezember 2007 hat er mit seiner Firma Il Tocco Divino schon Miniröcke, Gürtel und Strumpfhalter auf der „Emirates Millionaire Show“ in Dubai gezeigt. Das Interesse der Scheichs war groß, doch verkauft hat er seit Firmengründung 2006 kein einziges Stück. „Wir suchen zurzeit noch nach Kooperationspartnern, die unsere Gewebe verarbeiten möchten“, sagt Gheno. Schade für ihn, dass Jason nur eine Sagenfigur ist – der wäre mit den Goldkleidern aus der Schweiz zufrieden gewesen.

Heute Ruhetag

Nein, ich habe keine Zahnoperation hinter mir, und meine Stimmbänder sind auch völlig in Ordnung. In der Essensausgabe der Kantine zeige ich trotzdem stumm auf die Penne in Karottensoße. Ich spreche heute einfach mal nicht. Ich schweige. Die Frau hinter der Theke grinst irritiert, bevor sie die Nudeln auf den Teller häuft. Ich nehme das Essen entgegen und deute eine Verbeugung an zum Dank. Wortlos sitze ich beim Essen zwischen schnatternden Kollegen.

Schweigen ist Gold. Wer in Ruhe in sich geht, kommt sich selbst näher. Stille distanziert auf heilsame Weise vom Alltag, hilft, das Wesentliche zu sehen und das Unwesentliche nicht zum beherrschenden Element des Lebens werden zu lassen – so preisen Klöster und Meditationszentren ihre Schweigeseminare an. Deren Teilnehmer sind längst nicht nur weltfremde Freaks, auch Manager und andere Sinnsuchende finden Ruhe durch die Abkehr vom Trubel unserer lauten Welt. Das schweigende Meditieren, ganz gleich welcher Schule, vollzieht sich immer auf die gleiche Weise: Die Stille bringt uns in Kontakt mit der eigenen inneren Welt. Fortgeschrittene finden in der Versenkung große Kraft. Oder Glauben.

Nur im Schweigen, schrieb der Religionsphilosoph Romano Guardini, vollzieht sich echte Erkenntnis. Die will ich heute auch erreichen. Aber nicht im Kloster, sondern zu Hause, im Büro, in der S-Bahn und auf der Straße. Ich sage einfach kein Wort – an einem ganz normalen Arbeitstag.

Die Probleme haben schon beim Brötchenholen angefangen. In der Bäckerei versteht mich mein Bäcker nicht – seit Monaten hole ich hier jeden Morgen ein Franzbrötchen mit Rosinen. Heute kann ich darauf deuten, wie ich will, ich bekomme einen misstrauischen Blick und ein Franzbrötchen ohne Rosinen. Und kann mich nicht mal beschweren.

In der S-Bahn stieß ich einen älteren Herrn versehentlich mit dem Ellenbogen an. Ich musste die Lippen zusammenpressen, um nicht instinktiv „Entschuldigung“ zu sagen. Ich blickte ihn schuldbewusst an und fühlte mich ziemlich blöd. Doch noch nicht so blöd wie im Aufzug, als der Kollege „Guten Morgen“ wünschte. Ich nickte freundlich, vermied den Blickkontakt und hoffte, dass die Fahrt in den sechsten Stock endlich zu Ende ginge. Oben angekommen huschte ich ohne ein Wort des Dankes durch die aufgehaltene Tür – und schickte später eine erklärende E-Mail, um nicht für unhöflich gehalten zu werden.

„Du brauchst nur in Berührung zu kommen mit der inneren Stille, die in

Schweigen ist Gold, heißt es. Aber stimmt das auch im Büro oder im Schuhgeschäft? Unsere Autorin hat es ausprobiert und einfach mal 24 Stunden lang nicht gesprochen

VON HANNA KNAPP

dir ist. Dort, im Raum des Schweigens, kannst du ausruhen“, sagt Benediktinerpater Anselm Grün. Ich habe da meine Zweifel. Ständig muss ich mich erklären. Per Geste, SMS, Zettelchen oder Mail teile ich meiner Umwelt mit: „Ich melde mich morgen“ oder „Ich rufe zurück“.

Zwischendurch lässt es sich in der selbst verordneten Stille ganz gut arbeiten. Insofern erfüllt das Schweigen seinen Sinn: Es macht einsam und konzentriert. Die kleinen Ablenkungen, die Unterhaltung bei der Kaffeemaschine oder am Kopierer, fallen aus. Kommt mir jemand auf dem Gang entgegen, winke ich von Weitem freundlich und gehe sehr schnell vorbei, um einer Konversation zu entgehen. Hinter mir spüre ich befremdete Blicke. Wie gerne wäre ich unsichtbar. Zum Trost rede

ich mit mir selbst: „Du bist nicht bescheuert. Du gehst in dich. Du findest dich selbst.“

Bisher habe ich dabei genau 23-mal stumm genickt, etwas weniger oft den Kopf geschüttelt und elfmal den Daumen gehoben, ich habe gegrinst, gedeutet, die Nase gerümpft, habe gewunken und die Augenbrauen verwundert bis drohend hochgezogen. Was hat es gebracht? Sehr viel Erkenntnis ist mir nach etwa sieben Stunden aktiven Schweigens nicht gekommen. Die anderen halten mich für seltsam oder stellen gemeine Fragen: „Wie fühlst du dich?“, „Denkst du mehr?“, „Hältst du so eine Art inneren Dialog mit dir selbst?“

Nachmittags beim stummen Einkaufen erwacht mein Trotz. Warum spricht mich ständig jemand an? Warum kann ich nicht einfach in Ruhe meinen Mund halten? Dem gelangweilten Verkäufer im Schuhgeschäft erkläre ich gar nichts mehr. Als er mir „Kann ich Ihnen helfen?“ entgegenflötet, lasse ich ihn und seine Schuhe einfach stehen. Im Supermarkt pappe ich mürrisch meinen Klebe-

zettel auf die Theke – „Ziegenkäse, 200 Gramm“. Die Verkäuferin sieht mich mitleidig an und fragt: „Mild oder kräftig?“ Wie gern würde ich jetzt schreien und ihr Gesicht sehen, wenn sie meine völlig intakte Stimme hört. Ich schreie nicht und pinsele nur „mild“ auf meinen Block. In der Ruhe liegt die Ohnmacht, so viel ist jetzt klar. Mein Handy klingelt schon wieder. Hilfe!

Zu Hause werde ich zum Putzen verdonnert, mit mir sei ja doch nichts anderes anzufangen. Ich genieße den Lärm des Staubsaugers und brumme heimlich mit. Brummen ist ja nicht verboten. Plötzlich rennt Johnny, der Jack-Russell-Terrier unseres Nachbarn durch die Schlafzimmertür und hebt zum Sprung aufs Bett an. „Nein, Johnny!“, schreit jede Zelle meines Körpers, aber ich bleibe stumm, erhebe den Zeigefinger und schaue Johnny so strafend wie möglich an. Ich bin den Tränen nahe: Nicht mal einem Hund kann ich etwas sagen! In letzter Sekunde verhindere ich dreckige Pfotenabdrücke im Bett, aber auch

nur, weil ich Johnny mit dem Staubsauger verjage.

Zum Glück ist Bier im Kühlschrank. Als die dritte Flasche leer ist, puste ich hinein – ein schöner tiefer Klang erfüllt den Raum.

Um herauszufinden, wie sich ein Tag ohne Worte anfühlt, gehe ich nächstes Mal ins Schweigekloster. Da weiß man, wie das geht. „Nach einem Tag der Stille merken viele, dass sie von innen gehalten sind“, sagt Schwester Teresa vom Hamburger Kloster Karmelzelle von der Menschwerdung. Dafür müssen die anderen aber auch still sein. Zum Schweigen braucht man Ruhe, einen Ort abseits des Alltags – und Zeit.

In der Tat habe ich heute viel nachgedacht. Das aber hätte ich bei einem einsamen Waldspaziergang auch geschafft – und zwar ohne Pantomime, Zettelkram und Missverständnisse.

Kurz vor Mitternacht atme ich tief ein. Wenn ich gleich noch wach bin, werde ich laut, deutlich und genüsslich einen sehr wahren Satz sagen. Schweigen, werde ich sagen, Schweigen ist hart.



Wer Ruhe und Weisheit sucht, sollte es mit den **drei Affen** halten: nichts Böses hören, nichts Böses sehen und am besten gar nichts sagen

Mein erstes Mal ... Goldkettchen tragen

Goldkettchen also. Hmm. Großes Hmm. Ich stehe in einem dieser Ramschläden und krame beim Herrenschmuck. Die Musik wummert so laut, dass man sich nur schreiend unterhalten könnte. Aber den Kauf eines Goldkettchens sollte ein Mann ohnehin besser alleine durchziehen. Ich entscheide mich gegen das Gangsta-Rapper-Modell mit schwerer Kette und Bling-Bling-Dollarzeichen sowie gegen die Pseudopunkvariante mit Totenschädel. Nein, wenn schon Joldkettchen – im Rheinland, meiner Heimat, pflegt man das so auszusprechen – dann klassisch: eine feine Gliederkette also, die perfekt in die Welt von Minipli, Eierlikör und Hemdbiszumnabeloffen passt. Meine innere Geschmackspolizei mosert, aber tragen nicht große Männer diesen Zierrat auch, Nicolas Sarkozy, Giovanni di Lorenzo, Dieter Thomas Heck?

Allerdings frage ich mich schon, wie mein Freundeskreis auf das neue Geschmeide reagieren wird. Die Kassiererin packt das Kettchen in die Tüte, ohne eine Miene zu verziehen. Aber die verkauft ja auch Aloha-



Ulrich Bild, fotofinder.com

Blumenkränze aus Kunststoff, die sich besoffene Kölntouristen um die durstigen Kehlen winden. Was dagegen werden die kultivierten Anwälte und Journalisten, was die Lektoren und Lehrer sagen, wenn ich ihnen, angetan wie Fred Fussbroich, unter die Augen trete?

Am ersten Versuchsabend kombiniere ich das Goldkettchen zum dunkelblauen Polo. Keine Reaktion. Selbst als ich den untersten Knopf herausfordernd öffne – nichts. Auch beim Frühstück anderntags (weißes Hemd, zwei Knöpfe offen, die Kette blinkt unübersehbar wie der Leuchtturm von Pharos) ist alles wie immer.

Da steckt doch Methode dahinter! Das machen die doch absichtlich! Die wollen mir sicher signalisieren, dass so ein Kettchen zu mir passt! Wissen Sie, wo Wikipedia das Goldkettchen einordnet? Beim Trainingsanzug. Genau, dem aus Ballonseide. Ihm werde „ein unseriöses Image zugeschrieben“. Er gelte „in weiten Teilen der Bevölkerung als Zeichen schlechten Geschmacks“. Wie weiße Tennissocken. Tennissocken! Wahrscheinlich beömmeln die sich hinter mei-

nem Rücken. „Jaja, der Markus, zu dem passt so ein Goldkettchen prima. Trug der nicht damals diese grüne Jeans, die die Farbe des Teppichs im Oberstufentrakt hatte?“ Ja, Herrgott noch mal, trug er! Aber wir waren alle mal jung und haben Fehler gemacht.

Argwöhnisch beobachte ich meinen Freund Basil, der genussvoll in sein Brötchen beißt und aussieht, als wäre er in seinem blöden Pullunder mit cremefarbenem Pikeehemd zur Welt gekommen.

Oder sollten die Arne-Jacobsen-Stühle, der ganze Designerplunder etwa nur Tarnung sein? Steckt in meinem Freundeskreis in Wahrheit die Familie Fussbroich, geistige Nussbaumantikmöbelfreunde? Übersehen die mein Goldkettchen, weil es für sie normal ist? Vielleicht haben ihnen schon ihre Väter die Hand auf die Schultern gelegt und gesagt: „Junge, jetzt bist du ein richtiger Mann, du hast dein eigenes Goldkettchen verdient.“ Verdammt. Die sollten Warnzettel an die Ketten machen: Der Kauf dieses Schmuckstücks kann zu schweren Identitätskrisen führen. MARKUS BRÜGGE

Jetzt im Angebot

Gehörnte Kunst



Seit biblischen Zeiten gilt der Tanz ums Goldene Kalb als Sinnbild für das Streben nach Macht und die Verehrung von Reichtum. Passenderweise hat der britische Künstler Damien Hirst das abgebildete Objekt „The Golden Calf“ genannt. Im September versteigert Hirst, der mit einem diamantenbesetzten Totenkopf das teuerste Kunstwerk der Gegenwart schuf, eine Reihe seiner neuen Arbeiten direkt in einer Auktion, statt sie wie üblich von Galeristen vermarkten zu lassen. Noch kein heute lebender Künstler habe das öffentlich getan, heißt es beim Auktionshaus Sotheby's. Das Star-Los der Londoner Auktion: Ein in Formaldehyd konservierter Bulle mit aus 18-karätigem Gold gegossenen Hufen und Hörnern, auf dem Kopf eine Scheibe aus massivem Gold. Inklusive Sockel aus Carrara-Marmor ist das Werk knapp vier Meter hoch und dreieinhalb Meter lang. Hirsts Galerist Larry Gagosian scheint seinem Schützling bereits verziehen zu haben. Er hat angekündigt, selbst mitzubieten. Der Wert der Arbeit wird auf bis zu 15 Mio. € geschätzt. KRISTINA ALLGÖWER

MITBIETEN Kunstwerk „The Golden Calf“, Sotheby's London, New Bond Street 34/35, 15.9. ab 20 Uhr, www.sothebys.com

Goodbye

Walisches Gold

Der letzte Goldrausch in Wales liegt schon 150 Jahre zurück, doch Großbritannien ist immer noch high. Dabei schloss die letzte walisische Goldmine bereits Ende der 90er-Jahre. Vor ein paar Monaten hörte auch der letzte Goldsucher auf, den Abraum nach ein paar Krumen zu durchsuchen. Es ist also nur eine Frage der Zeit, bis die bescheidenen Vorräte aufgebraucht sind. Nun ist alles faszinierend, was teuer und selten ist, beim Gold aus Wales aber kommt die Monarchie dazu. Und dann ist in Großbritannien die Hysterie nie fern. Königin Elisabeth II. und ihr Mann Prinz Philip, Prinzessin Diana, Prinz Charles, Camilla – sie alle tragen oder trugen Eheringe aus walisischem Gold. Das macht den Stoff, den schon die Römer aus den dunklen Tälern des Fürstentums kratzten, so begehrt. Wenn man ihn aus dem Boden klaubt, lässt das Kupfer ihn zunächst rötlich schimmern, doch gereinigt ist er nicht von anderem Gold zu unterscheiden. Alles eine Frage des Glaubens also, weshalb es inzwischen Juweliere gibt, die Schmuck verkaufen, der „einen Hauch walisischen Goldes“ enthalten soll. Darauf lässt das Königshaus sich nicht ein. Gerrard & Co, der Hofjuwelier Ihrer Majestät – heißt es –, hütet ein Kilogramm des raren Golds in einem Tresor. Das reicht noch für ein paar Hochzeiten. GREGOR KESSLER

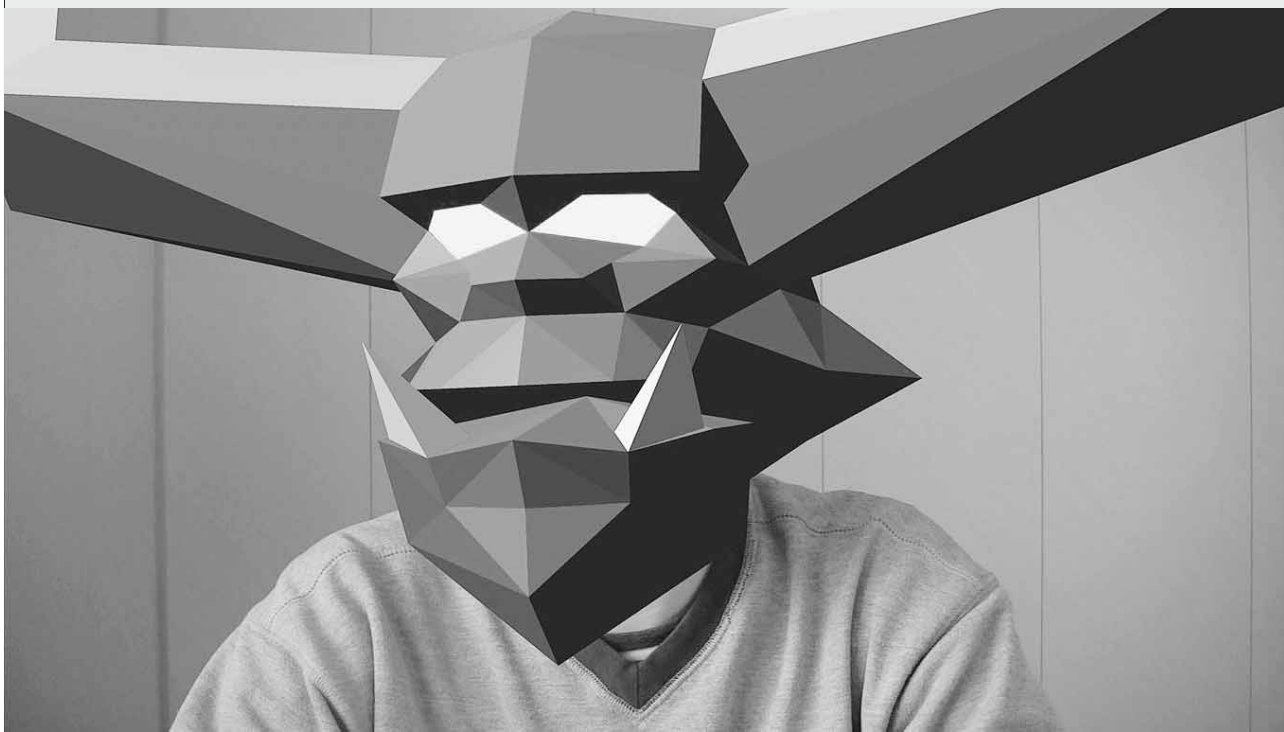


Kunststück! Was haben Sie sich dabei gedacht, Herr Stockburger?

„In meiner Kunst beziehe ich mich oft auf Spiele und Spielsysteme. Ich glaube, dass sich Spiele als Modelle komplexer menschlicher Handlungen lesen lassen. Auch ökonomische Strukturen stellen sich in Spielen dar, und mit der Entwicklung von Online-Computerspielen wird dieser Aspekt zunehmend wichtiger. Es scheint mir, als ob die klassische Trennung zwischen Spielen und Arbeiten immer mehr verschwindet. Der Beruf des Goldfarmers ist dafür ein hervorragendes Beispiel: Goldfarmer sind Menschen, die mit Online-Computerspielen wie etwa ‚World of Warcraft‘ reales Geld verdienen. Sie handeln mit den im Spiel erhaltenen virtuellen Wertgegenständen wie Gold, besonderen Schwertern oder Rüstungen. Spieler, die nicht die Zeit investieren wollen, sich solche Objekte zu erspielen, kaufen sie von anderen, die gegen Bezahlung spielen. Die Art, so Geld zu verdienen, tauchte zunächst in Europa und den USA auf und hat sich seither nach Osteuropa und China verlagert. Heute gibt es in China Firmen, die junge Männer anstellen, damit sie für 2 \$ die Stunde bis zu zwölf Stunden am Tag spielen.“

Mich fasziniert die Vorstellung, dass es einen Arbeitsalltag in Fantasieuniversen gibt. Diese Idee beschreibt den Grad der Abstraktion, den unsere von Märkten dominierte Gesellschaft heute erreicht hat. Für mein Video habe ich einen der ersten Goldfarmer in Europa ausfindig gemacht und ihn im März in Kopenhagen besucht. Um seine Identität zu verbergen, habe ich ihm im Film den Kopf der Figur aufgesetzt, die er im Spiel verkörpert, einen Ork-Krieger. Wenn er nicht spielte, arbeitete der Goldfarmer auf einer der riesigen Baustellen im Kopenhagener Hafen, deshalb fand das Interview in einem Baucontainer statt. Der Goldfarmer erzählte mir, wie er entdeckte, dass er mit dem Spiel seine Miete bezahlen konnte, welche Tricks es ermöglichen, schneller als andere an nachgefragte Objekte zu gelangen und wie schnell diese Arbeit nach China verlagert wurde. Danach gab er mir einen Helm, wir fuhren mit dem Baulift in den achten Stock eines im Rohbau befindlichen Bürogebäudes, blickten über den Hafen und sprachen darüber, was es bedeutet, wenn sich Arbeit in Spiel verwandelt und umgekehrt.“

PROTOKOLL: JUDITH BOROWSKI



AXEL STOCKBURGER produzierte den Film „Goldfarmer“ (DVD, Länge 15 Minuten, Auflage 5+1) 2008, er kostet 4000 € und ist für Abonnenten der FTD zehn Tage lang reserviert. Andere Arbeiten des in Wien lebenden Künstlers (Jahrgang 1974) kosten derzeit zwischen 2000 und 5000 €. Galerie Winiarczyk, Praterstr. 13, 1020 Wien, Tel. 0043/676/520 29 96, www.winiarczyk.com

Sotheby's/Damien Hirst Axel Stockburger: FTD/Hanna Knapp: FTD/Hingulak

Einparken mit . . . dem Honda Accord 2.2 i-DTEC

Erst bei der Parkplatzsuche lernt man ein Auto richtig kennen. Wir stellen jede Woche einen neuen Wagen ab.

Als ich endlich zwischen den sechs Gängen des Honda Accord den Rückwärtsgang finde, erscheint auf dem Monitor rechts vom Lenkrad eine Vespa in Schwarz-Weiß. Sieht aus wie ein italienischer Filmklassiker, nur abschalten lässt er sich nicht. Jedenfalls finde ich keinen Ausknopf. Egal, ich will den Wagen erst mal nur ausparken. Also drehe ich mich um und entdecke durch die Heckscheibe den Roller aus dem Film.

Dank der Rückfahrkamera hätte ich meinen Hals gar nicht verrenken müssen. Überhaupt muss ich in diesem Wagen wenig selbst tun. Kaum suche ich den Hebel für die Scheibenwischer, setzen sie sich schon in Bewegung – ein Sensor in der Windschutzscheibe hat den Regen selbst erspürt. Leuchtpfeile er-

mahnen zum Hoch- oder Runterschalten, und wenn ich zu nah auf-fahre, piepst es. Sonst schnurrt der Accord so leise über die überfüllte A 1 nach Norden, dass ich ab und zu das Fenster öffne, um überhaupt etwas Motorenlärm zu hören.

Auf dem hellen Ledersitz der Limousine verwan-

dele ich mich langsam in einen Geschäftsmann und Familienvater, für den diese Karosse gemacht ist. Ich er-tappe mich dabei, wie ich vor Busi-nesspartnern die Geräumigkeit des Wagens anpreisen oder den Kindern zurufen will: „Bald sind wir da!“ Ich habe aber derzeit weder Meetings noch ungeduldige Kinder und bin außerdem eine Frau.

Ich genieße also die Fahrt über die Fehmarnsundbrücke und freue mich, weil der Wagen auf Fehmarn endlich mal nicht so überdimensioniert wirkt: be-stimmt 99 Prozent der Fahrzeuge auf der Surferinsel sind VW-Busse und Wohnmobile. Auf der schmalen Straße nach Gold kommen mir gleich drei entge-gen. Das Ausweichmanöver ins Feld macht der Accord mit, als wäre er ein Geländewagen. Da-für will jetzt die Frau umkeh-ren, die mir via Navigationssys-tem Befehle erteilt: „Bitte wen-den Sie.“ Ich gehorche nicht, denn vor mir glitzert in der

Sonne schon das Ortsschild von Gold. Das Dorf besteht aus fünf Häu-sern und etwa 1000 braun gebrann-ten Surfern, die ihre Bretter zur Ost-see tragen. Parkplätze gibt es in Gold nicht. Kaum halte ich vor einem Zaun, ruft mir ein langhaariger Mensch im Neoprenanzug zu: „Hier können Sie nicht stehen bleiben!“ Ich manövriere rückwärts aus der einzi-gen Straße – einer Sackgasse – hi-naus. In meinem Autokino sehe ich nackte Surferbeine. Die fußballfeld-große Wiese am Ortseingang ist zur Parkfläche deklariert. 2 € kostet mich die Lücke zwischen einem Wohnmobil und einem VW-Bus mit Giraffenmuster. Manche nutzen den Parkplatz auch zum Campen. Beim Rückwärtsfahren drehe ich mich nicht mehr um. Das Feld sehe ich ge-nau im Monitor. Aber bei der hübs-chen Surferin, die jetzt hinter mir aussteigt, lohnt sich schon ein direk-ter Blick.

Hanna Knapp

SELBST RANGIEREN Länge 4,72 Meter, Breite 1,84 Meter, 150 PS, CO₂-Ausstoß 149 g/km, 32 825 €, www.honda.de



Rezession & Frohsinn von Gábor Zádor und Tillmann Prüfer



www.ehapa-comic-collection.de

